

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 14. November 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 46

Die den Weg bereiten.*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

13

Wie ein Sandkorn war der Mensch. Tausende verbluteten im Augenblick ihr junges Leben, und die wilden Wogen des Krieges gingen darüber hin, alles vernichtend, alles mit sich fortreisend, wie hier die rollende See, um dann, wenn der Wettersturm verrauscht, friedlich lächelnd den weißen Strand zu umschmeicheln.

Aufrecht ging Oda heim. Nicht mehr das lachende, strahlende Kind von einst, auch nicht eine um Verlorenes Klagende, sondern ein Wesen, urplötzlich zum Weib geworden in der Erkenntnis, daß es etwas Großes sei, unterzutauchen wie das Sandkorn im Meer, aus dem tausend neue Kräfte emporwuchsen. Aus Totenopfern neue Kränze, neue Blumen, neues, flammensprühendes Leben.

Wie ein Trauerflor schwer und drückend hing über den nächtigen Gluten und dem weißen Schnee der Dünen der Abendhimmel herab. Da schoß plötzlich die letzte rote Glut des Tages durch das Gewölk. Wie flammende Schwerter zuckten ihre Strahlen ineinander. Siegreich brach eine Lichtfülle durch all das Dunkel wie eine leuchtende Verheißung. Oda sah sie noch einmal auflohen, dann erlosch sie. Sie aber trat in ihr graues Vaterhaus, in dem jetzt das Leid zu Gast. —

Der Landrat war zur Abreise gerüstet. Fast war es, als sei in dem so maßlos erschütterten Mann der Zorn über alles, was seinem Willen entgegen war, noch größer als die Trauer um seinen Sohn. Er stand, von Lordes, die in die Stadt gekommen, Abschied nehmend in der Halle seines Hauses. Tante Tina und Oda hatte er schon „Lebewohl“ gesagt. Jetzt bat Lordes:

„Sei nicht so hart zu ihr, Vater, ich bitte dich.“

Drohend senkten sich des Mannes Augen in die seines Kindes.

„Willst auch du vielleicht abtrünnig werden, wie es Peter geworden? Willst du, daß alles, mein ganzes Leben, vergebens war? Soll ich zusehen, wie meine Kinder, die ich vor allem Unreinen und Zweifelhafsten Zeit meines Lebens mit aller Kraft meines Willens behütete, sich jetzt einer Frau zuwenden, die ich abgetan habe, die ich von mir stieß, weil sie mich betrog?“

Lordes Augen flammten auf. Sie gliehen jetzt ganz den herrischen Augen des Vaters.

„Da sprichst du es ja selbst aus, Vater, „die du von dir stieße!“ Bist du überzeugt, daß du das Rechte getan?“

„Was ficht dich an? Wie kannst du dir eine solche Sprache mir gegenüber erlauben?“

„Du vergißt, Vater, daß ich kein Kind mehr bin. Du weißt, ich habe immer auf deiner Seite gestanden, aber Abbe meinte, es wäre ein Verbrechen, einen Menschen zu verdammen, ohne ihn gehört zu haben.“

„Dein Mann soll sich um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern,“ brauste Hinrich Dahlgren auf. „Verstanden?“

„Ich stehe gar nicht auf Abbes Standpunkt, Vater, aber was er mir sagte, hat mir doch zu denken gegeben und meine Sicherheit etwas ins Wanken gebracht.“

„Genügt dir mein Wort nicht. Hast du jemals deinen Vater als unwahr erkannt?“

„Gewiß nicht, Vading, bitte, nicht böse sein, aber auch du kannst irren, auch du kannst zu hart sein, vielleicht gar ungerecht, ohne es zu wissen.“

„Ungerecht?“ lachte der Landrat bitter auf. „Wo ich mein ganzes Leben daran getragen? Nein, kein Wort mehr! Was dir Tante Tina — ich meine von der hast du deine Weisheit — erzählt, sind lauter Ammenmärchen.“

„Ich habe nicht mit Tante Tina darüber gesprochen. Wenn ich jetzt zu dir komme, Vater, so treibt mich eine innere Notwendigkeit. Um Peters willen, Vater, sei nicht grausam.“

Der Landrat sah sein Kind etwas unsicher an, dann aber schüttelte er hastig den Kopf.

„Das ist Abbes Werk. Dieser Weltverbesserer, der den närrischen Gedanken hat, allen Menschen die Wege zu ebnen, obwohl er seinen eigenen nicht gehen kann, soll sich um sich selber kümmern. Ich verbitte mir seine Einmischungen in meine Angelegenheiten.“

„Du darfst nichts auf Abbe sagen, Vater. Was er tut, hält er für seine Pflicht. Das Wegbereiten hat er mit dir gemeinsam. Du warst immer für alle da, und du selbst hast das Wort als Lösung hochgehalten.“

„Nichts auf Abbe sagen?“ griff der Landrat die Worte auf. „Wer sagt denn mehr auf ihn als du? Ist nicht dein ganzes Wesen ein Protest gegen ihn? Ich wollte dir schon lange klar machen, daß ich die Art, wie du deinen Mann behandelst, im höchsten Grade mißbillige. Und weil ich es leider weiß, wie du zu ihm stehst, stimmt es mich doppelt wunder, daß du dich nach dem richtest; was er denkt und tut.“

Lordes war bis in die Rippen erblaßt.

„Du weißt, wie ich zu meinem Mann stehe?“ stammelte sie tief erschrocken. „Habe ich es je an irgend etwas gegen ihn fehlen lassen?“

Der Landrat wehrte die Hände seines Kindes hart von sich. Er dachte plötzlich daran, daß vor langer, langer Zeit, genau wie heute, sich ihm auch bittend ein paar Frauenhände entgegenstreckten, die, „Hilf mir doch!“ gefleht. Aber er hatte diese Hände wie heute die seines Kindes achlos zurückgehoben. —

Finsternis falteten sich seine buschigen Brauen über den herrischen braunen Augen.

„Nimm dich zusammen, Lordes,“ tadelte er rauh. „Du

(* Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.)

trägt ein übles Erbteil in dir. Ich möchte nicht zweimal in meiner Familie dasselbe Schicksal erleben. Wie deine Mutter würdest du ewig eine Ausgestoßene in meinem Hause und in meinem Herzen sein, wenn du Abbe betrügst, den du aus freier Wahl zum Manne nimmst."

Lordes wendete sich stumm und schritt langsam die Treppe hinan. Nur leicht hatte sie ihr Haupt, Abschied nehmend, vor dem Vater geneigt. Ihr lang herabwallendes, schwarzes Kleid schleppte ihr nach, als sie, wie eine Königin aufrecht und stolz, seinen Augen entwand.

Der Landrat starrte ihr nach.

Wie eine Schuldige sah Lordes nicht aus. Aber feindlich war sie ihm plötzlich. Sein eigenes Kind?

Er fröstelte. Und es fiel ihm ein, daß nun niemand mehr da war, ihm „Lebewohl“ zu sagen, als er das Haus verließ, seinem armen Peter entgegenzufahren.

Mit einem Gefühl trostloser Oede und Zerschlagenheit öffnete er die Haustür, als der Kapitän Lorenzen in seiner blauen Seemannsuniform vor ihm stand und ihm ernst und ruhig ins Gesicht sah.

Den Mann konnte der Landrat natürlich nicht abweisen. Er trat deshalb in die Halle zurück und sagte höflich, seinen Gast zum Sitzen einladend:

„Was führt Sie zu mir, Herr Kapitän? Ich habe mit Bedauern gehört, daß auch Sie einen so schweren Verlust erlitten.“

Der Kapitän nickte und hielt frampfhaft die Mütze in den großen Händen.

„Darum komm ich grad, Herr Landrat. Weil doch Ihr armer Peter auch gestorben ist, und er und meine Golde doch „Brautleute“ waren.“

„Brautleute?“ Der Landrat richtete sich kerzengerade auf. „Davon ist mir nichts bekannt, Herr Kapitän.“ Seine Stimme klang wie verhaltener Donner.

Ein seltsamer Blick traf ihn aus den hellen Augen des Kapitäns.

„Ach!“ stöhnte der Seemann auf, ohne den Einwurf des Landrats zu beachten. „Da wollt ich denn fragen, ob es Ihnen recht ist, wenn ich die Golde da hinlege, wo Ihr Peter auch ruhen wird. Nicht in einem Grabe, nee, det hatt keen Art — aber dicht dabi, so nebeneinander. Da könnten's doch mal Grötnisse (Grüße) übert gröne Reveer sagen, so in de Dodesruh.“

Der Kapitän wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war nun doch wieder in sein Platt verfallen und dabei wußte er, mit dem feinen Herrn mußte er hochdeutsch reden.

„Lorenzen, Sie sind wohl nicht bei Troste,“ wehrte sich der Landrat entrüstet. „Was sollen denn die Leute dazu sagen?“

„Die Leute!“ Jetzt rückte der Kapitän seine breite Gestalt auf, als hätte er einen Schlag empfangen. „Daran ist mein Kind gestorben, daß es nicht fein genug für den Herrn Leutnant war. Daran ist es zugrunde gegangen, daß der Herr Vater es als eine Kinderei ansah, daß die beiden sich lieb hatten. Ich hab' es ja selber nicht gewollt. Aber weil ich gemeint, meine Golde wäre zu schade für den Hochmut der Reichen, weil ich in meinen dummen Gedanken geglaubt, mein Kind wäre mindestens so viel wert wie Ihr Peter. Sehen Sie, Herr Landrat, so stolz ist man nun, wenn man Kinder hat. Aber wenn dann mit einem Male nichts, nichts mehr da ist, nicht ein einziges bißchen, da denkt man: Hättest du ihnen doch das bißchen Glück gegönnt, selbst wenn sie es teuer hätten bezahlen müssen.“

Na, das ist nun vorbei, und keiner weckt die Toten auf. Aber zuletzt, als meine Golde so still einschlief, da ließ ein kleines Lied nicht von ihr. Fräulein Oda hat es ihr noch gesungen, als letzten Trost. Ich kann nicht sagen, wie es lautet, aber von einem Knaben und einem Mädchen war es, die auch nicht zusammenkommen konnten im Leben. Aber aus ihren

Gräbern, die beieinander waren, da wuchsen zwei Rosen auf, und des Nachts, da küßten sich die Rosen — und da möchte ich nun — der alte Seebär stockte und versuchte einen Axtfuß — „untertänigst gebeten haben — daß der Landrat den toten Rinnern doch das bißchen Glück gönnen möchte und erlauben, daß ich die Golde neben dem Peter begrabe.“

„Ach!“ stöhnte der Kapitän dann auf. Dem Landrat aber war plötzlich zumute, als müsse er den alten Lorenzen, dessen mögliche Verwandtschaft ihm in Gedanken ein Grauen eingeflößt, an seine Brust reihen und ihm sagen:

„Du ehrlicher Alter, du bist besser als ich. Dein rauhes Herz ist wie Seide, so weich und zart.“

Und dem Kapitän herzlich die Hand bietend, sprach er warm:

„Es soll so sein, Kapitän, wie Sie es wollen. Mein Peter soll bei Ihrer Golde schlafen.“

Da stürzten dem Seemann die Tränen über das blass, rote Gesicht, und leise sagte er:

„De Sinn is so fründlich, un ganz hoch is de Himmel. Wat für'n Vergnügen für de Rinner, wat für'n Pleesehr.“

Und dann war er fortgestürzt, und der Landrat mußte unter Tränen, die heiß in die Augen sprangen, doch lächeln über den Alten, der seinem toten Kinde noch ein bißchen Glück geben wollte und es nun so eilig hatte, als dürfe er nicht einen Augenblick verlieren, Golde dieses Glück zu verkünden.

Hinrich Dahlgren sann ein paar Augenblicke vor sich hin.

„Habe ich es recht gemacht, mein armer Peter?“ murmelte er, und dann dachte er grübelnd: „Es wird wieder Anlaß zu allerlei Gerede geben.“

Noch eine Weile stand er in tiefem Sinnen, dann sagte er laut:

„Sie sollen alle wissen, daß Golde Peters Braut war.“ —

Wie befreit atmete er plötzlich auf.

„Sich selbst bezwingen, heißt allein frei sein,“ dachte er, während er eiligt durch die Straßen dem Bahnhof zuschritt. Es war die höchste Zeit, wenn er seinen Anschluß noch erreichen wollte.

In der Eingangshalle war gerade ein Zug eingelaufen. Feldgrau und Matrosen drängten sich, der Landrat kam kaum vorwärts. Auf dem Bahnsteig trat ihm Hennede Fröding unvermittelt entgegen.

„Soeben habe ich Ihnen telephonierte, Herr Landrat, ich hörte, daß Sie schon unterwegs seien. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Schwester Heilwig mit diesem Zuge Ihren Peter heimgebracht hat.“

Er erschrak jetzt vor der Leichenblässe, die des Landrats Antlitz überzog.

Abwehrend hob Hinrich Dahlgren die Hand.

„Sorgen Sie dafür, Doktor,“ herrschte er den Stabsarzt an, „daß dieses Weib nicht die Schwelle meines Hauses betritt, ich stehe sonst für nichts.“

Da stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Schwester Heilwig vor Hinrich Dahlgren. Ihr Antlitz war totenblass, kein Zug aber in ihrem Gesicht verriet den Aufruhr ihrer Gedanken und ob sie die brutalen Worte des Landrats gehört. Einen Augenblick traf ihr Blick die sie wie gebannt anstarrenden Augen Dahlgrens, so seltsam fremd, so kalt und groß und doch an alte Zeiten gemahnend, daß der Landrat betroffen zurückwich. Um ihn wogte plötzlich alles wie Nebel.

Wie aus weiter Ferne hörte er eine Stimme, die er nie mehr zu vernehmen gedacht, genau so wie einst, und doch so anders, so stolz und fremd zu Hennede Fröding sagen:

„Ich lege jetzt mein Amt in Ihre Hände, Herr Stabsarzt. Sie wollen, bitte, meinen toten Sohn in das mir fremde Haus geleiten.“

Und ehe die beiden Männer ein Wort der Entgegnung fanden, war Schwester Heilwig verschwunden. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gastspielreise nach St. Quentin.

(Zensiert Berlin.)

Dem Briefe einer Teilnehmerin an einer Gastspielreise nach St. Quentin entnehmen wir die nachstehende Schilderung der jetzt wieder von den Franzosen so liebevoll mit Bombenwürfen bedachten Stadt: „Mein allgemeiner Eindruck der Stadt ist, daß sie schmutzig und verkommen aussieht, wenn auch die hygienisch geradezu unmöglichen Einrichtungen schon teilweise von unseren Behörden verbessert werden konnten. Auch habe ich mir sagen lassen, daß das Innere auch der besseren Häuser staunenswerte Zeichen von Geschmacklosigkeit bieten soll. Das Theatergebäude von St. Quentin liegt, eingebaut in die allgemeine Häuserfront, auf einem großen viereckigen Platz, an dessen anderer Seite das schöne alte Rathaus überragt. Das Theater hat Freitreppe und allerhand Fassadenschmuck. Es ist ein ehrwürdiges altes Gebäude, das übrigens dem königlichen Schauspielhaus zu Potsdam stark ähnlich sieht. Es mag gegen 1000 Personen fassen, hat drei Ränge, Proszeniumslogen, Logen auf der Bühne, ein Foyer mit einem Rundbalken, gekrönt von einer Gipsstatue, auch ein Foyer d'artistes usw. Bequeme Zugänge vom Zuschauerraum zur Bühne sind auch da, was für französische Begriffe sehr wichtig ist. Besonders lustig aber nimmt es sich aus, daß die Parkettlogen die Besucher bis zur Halshöhe decken, und man daher nur eine Galerie von Köpfen über der Sammetbrüstung sehen kann. Drei Abende nun dauerte unser Gastspiel, drei Abende war dieses Haus bis zum letzten Platz gefüllt. Auch zwei kaiserliche Prinzen und ein General waren anwesend. Selig saßen sie da, unsere Soldaten! Es waren nur heitere Stücke gewünscht worden, und heiter ging es auch im Zuschauerraum zu. „Morgen? Ach, wer denkt an morgen“, sagte mir ein Landsturmmann. Sie freuten sich wirklich und lachten so herzbefreiend und ehrlich, daß auch wir Ort und Zeit vergaßen und Freude fanden in dem Erkennen, Freude zu bereiten. — Sechs französische Feuerwehrmänner gingen schweigend hinter den Kulissen auf und ab. Ihr Hauptmann saß unentwegt in der Nähe der Heizung. Er war alt, klein, mager, eine Maske à la Napoleon III. Sein Gesicht war von undurchdringlichem Ernst, aber wenn man ihn anredete, war er sofort liebenswürdiger, zuvorkommender Kavallerier. Ich sprach einmal mit ihm, und er sagte mir: „Ich habe drei Söhne im Krieg. Nie habe ich Nachricht von ihnen bekommen können. Vielleicht weil sie schon tot sind. Und ich? Ich stehe hier und tue meine Pflicht, indem ich Sie alle vor Gefahren beschütze. So ein Alter habe ich mir nicht träumen lassen!“

Sturm setzte über die Felder, aber wir kämpften uns durch und erreichten den neu angelegten Friedhof von St. Quentin, der von unseren Behörden allein für Militärzwecke bestimmt wurde. Eine schöne Säulenhalle bildet den Mittelpunkt an der Hauptwand, zwei prachtvolle Bronzestatuen, von Sr. Majestät selbst entworfen, schmücken sie, und Wandtafeln tragen in Goldbuchstaben die Namen der Begrabenen; rechts die Deutschen, links die Feinde. Auch eine Gärtnerei ist da und ein besonderer Pfleger der Gräber. Liebevoller, verstehender Hände arbeiten hier, das verrät die ganze Anlage. Soldaten standen in Reih und Glied. Sechs Mann vom Gardedukorps wurden begraben. Die einfachen Särge waren schon versenkt, jeder mit einem Zettel versehen, der den Namen trug. Der protestantische Geistliche hatte bereits gesprochen, nun trat der katholische Pfarrer vor. Eine hünenhafte Erscheinung in den gelben Lederhosen, der grauen Uniform, dem großen aufgeschlagenen Hut, so stand er und sprach von den Toten, wofür sie gestorben waren und wofür alle die Kameraden, die sie herausbegleitet haben, zu sterben bereit sind. Die Gesichter der Leute waren starr auf den geistlichen Herrn gerichtet. Hingabe lag in diesem Lauschen,

und man sah es den Männern an, wie es Ruhe gibt da draußen, wenn man den Glauben der Kindheit wiederzufinden vermag und das eigene Schicksal ganz der göttlichen Barmherzigkeit anvertraut. . . Wir wurden gebeten, zurückzutreten. Die Musik setzte ein, und dann donnerte die Ehrensalve über die Gräber. Später trat ich heran. Nie werde ich diese Stunde vergessen. Zurweilen überleuchtete ein Sonnenstrahl die Särge in der Gruft, unweit fuhr die Eisenbahn zur Heimat vorüber — weit, weit da drüben schluchzte wohl jetzt manches Menschenkind um diese Toten? Ob wohl der Wind auch einmal ein Stäubchen Heimat Erde auf die Gräber hier tragen wird? . . . Und noch eine Erinnerung! Es ist ein ganz kurzes, flüchtiges, in ein paar Worten beschriebenes Erlebnis und hat sich mir doch als etwas unerhört Gewaltiges eingeprägt. Wir hatten eben auf der Kommandantur unsere Heimatspässe bekommen und — seien wir ehrlich —, wir freuten uns wieder auf die Heimkehr. Gern waren wir gekommen, gern würden wir jeden Tag wiederkommen, aber gerade hier in Feindesland unter all dem Ernsten, Neuen, das auf einen einströmt, lernt man die Heimat doppelt lieben. Mit solchen Empfindungen treten wir aus der Kommandantur heraus. Da standen in Reih und Glied wohl 50 Mann auf die Straße. Blutbesetzt, staubig, müde sahen sie uns erstaunt an und sahen die wohl bekannten Passbücher in unseren Händen. Sie kamen aus einem Gefecht, wurde uns gesagt, und warteten Order ab, wohin es jetzt gehen sollte. Sie hatten ernste, wetterharte Gesichter, ob jung, ob alt. So also sehen Menschen aus, die Weltgeschichte schaffen! Sie kamen aus dem Bereich des Todes — sie gingen weiter dorthin. Ruhig, gelassen standen sie da. Und da eben war es mir, als wachse etwas Gigantisches aus dieser Ruhe hoch über den Männern empor. . . Wenn wir uns auf die Reise in die Heimat, auf unser wohlgeordnetes Heim freuen konnten, wem anders verdankten wir es als diesen Helden. . .

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

13. November 1915. Da die Italiener Görz nicht nehmen konnten, suchten sie die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln; tatsächlich fügten sie mit den Geschossen, mit denen sie die Stadt übersütteten, dieser erheblichen Schaden zu. — Auf dem Balkan wurden die Serben von Gallwitz und Rövek in hartnäckigen Kämpfen zurückgeworfen. — Die Bulgaren gewannen überall das linke Morawaufer, rückten vor und besetzten Prokuplje, wo sie 7000 Gefangene machten; am Wardarflusse wurden die Franzosen von den Bulgaren geschlagen.

14. November 1915. Nach vierwöchentlichem zähen und aufreibendem Kampfe wurden die Russen bei Czartoryst entscheidend geschlagen, sodaß sie in eiligem Rückzuge den Styrhogen aufgeben mußten; deutsche und österreichische Truppen vereint erfochten diesen großen Sieg unter Pinsingen. — Die heftigen italienischen Angriffe auf Doberdo und den Monte San Michele wurden von den Oesterreichern abgewiesen, dagegen richtete die Beschiesung von Görz großen Schaden an. — Auf dem Balkan trieben die Verbündeten die Serben vor sich her, die Montenegriner wurden über den Pin geworfen und die Bulgaren nahmen die starken französischen Stellungen am westlichen Karaschauer bei Beles. Die Serben hatten jetzt etwa die Hälfte ihres Kämpferbestandes eingebüßt.

15. November 1915. In Warschau gestaltete sich die Eröffnung der Universität als ein Ereignis ersten Ranges; für die Polen bedeutete dies den Anbruch einer neuen besseren Zeit, zumal an den Hochschulen, die brutal russifiziert worden waren, das Polnische als Lehrsprache gelten sollte. — Die Italiener hatten am Monte San Michele einige vorüber-

gehende Erfolge. — Auf dem Balkan wurde die serbische Stadt Usze besetzt und die Verbündeten näherten sich Kurfumlija.

16. November 1915. „Siegesanleihe“ benannten die Franzosen ihre neueste Kriegsanleihe, indes war von Siegen weder jetzt noch später die Rede. — Auf dem Balkan wurden die Montenegriner über den Lim geworfen, die Serben aus ihren Gebirgsstellungen bei Javor gedrängt und in Kurfumlija kam es zu Straßekämpfen. Die Bulgaren nahmen Prileg, Gostivar und Gilmir, durchbrachen damit das Zentrum der serbischen Stellung und drängten die Serben immer mehr nach der albanischen Grenze.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

In ein immer neues, schmutztes Gewand, trotz des sonst allgemein herrschenden Stoffmangels kleiden sich von Woche zu Woche die Meggendorfer-Blätter. Geht ihnen wohl jemals der Stoff aus? Nein, es hat nicht den Anschein. Denn er ist eben nicht der Art, wie ihn emsige Menschenhände dem Boden und der Kultur abgewinnen, sondern er fließt aus der unerschöpflichen Quelle inneren Reichtums und des ewig wechselnden Lebens und Webens um uns herum. Jede Nummer der im besten Sinne aktuellen und modernen Zeitschrift entrollt ein Stückchen Leben in seiner heiteren, wie ernstesten Laune, sein durchgesiebt und mundgerecht gemacht für den verwöhnten Leser.

Wer sich einen Probeband mit sechs Nummern der vorzüglichen Zeitschrift verschaffen will, kann einen solchen bei jedem Buchhändler haben, oder ihn direkt vom Verlag, München, Perusastr. 5 gegen Einsendung von 70 Pfennigen beziehen. Abonnements können bei der Post, bei den Buchhandlungen und Zeitungshändlern genommen werden. Auch für einzelne Monate. Preis für das Vierteljahr ohne Porto M 3.—.

„Das amerikanische Duell.“ Von Ewald Gerhard Seeliger. Das neueste Ullsteinbuch. Preis 1 M. Den Humor der Pantoffelgeschichten überbietet und parodiert der Roman von Ewald Gerhard Seeliger, der in Key West spielt, wo Gladys Schwab den ersten Preis in der Schönheitskonkurrenz errang, im Hafen Tampa, auf dessen Gewässern die Nacht des biedereren Onkels Shuttlecock schaukelt, und in Chicago, woselbst der gute Deutschamerikaner Tom Kleitman als Doppelgänger des vielfach verheirateten Iren Patrick Peppercorn einzieht. Nürrisch sind diese Wirrungen, in denen die ganze Welt auf den Kopf gestellt scheint; aber umsonst ist die Niedertracht des bösen Vettters Nathanael, des neidischen Stock-Engländer, und in einem Freudentanz vereinigen sich zuletzt an Bord der Nacht die für einander bestimmten Paare. An das Buch von Peter Bock, dem Millionendieb, erinnert dieser neue Roman Seeligers, in dem er wiederum seiner heiteren Dastit, seiner abenteuerfrohen Fabulierkunst sich ganz überläßt.

Menzel und von Lengertles landwirtschaftlicher Hilfs- und Schreibkalender. 70. Jahrgang 1917. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher erster Fachmänner vom Wirkl. Geheimen Rat Dr. H. Thiel, Ministerialdirektor a. D. Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstraße 10 u. 11. Erster Teil gebunden, zweiter Teil geheftet. Preis 3 M. Der Name „Menzel“ bedeutet schon ein ganzes Programm. Er gewährleistet gebiegene Zuverlässigkeit, das erste Erfordernis an ein Buch, das wohl wie kein zweites in Deutschland zum Ratgeber ganzer Generationen von Landwirten geworden ist. Dabei ist der „Menzel“ durchaus modern; er folgt mit seinem ganzen Inhalt den heutigen Bedürfnissen

der Landwirtschaft und ist in seinem ersten Teile, dem dauerhaft gebundenen Notizbuch, der immer bereite tägliche Begleiter des Landwirts in allen seinen Berufsaufgaben. Der zweite Teil, das landwirtschaftliche Jahrbuch, enthält Angaben über alle deutschen landwirtschaftlichen Behörden, Schulen, Vereine usw., außerdem einen besonders wertvollen Aufsatz von Veknomierat Herter über Schweinezucht und Schweinemast, der gerade jetzt die größte Beachtung verdient. Es sei auch noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der „Menzel“ der einzige Kalender ist, der die Kellnerischen Originalfütterungstabellen enthält, die von hoher Bedeutung für die gerade jetzt sich oft schwierig gestaltende Fütterungsfrage sind. Somit dürfen wir den Menzelschen Kalender auch für das neue Jahr mit gutem Gewissen allen unsern Lesern empfehlen.

„Das Land“. Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung. Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege. Herausgegeben von Prof. H. Sohnrey. Vierteljährlich M 1.50. Die auf dem Felde der ländlichen Wohlfahrtspflege führende Zeitschrift „Das Land“ hat ihren 25. Jahrgang begonnen. Das erste Heft bringt eine Reihe von Aufsätzen führender Männer, die, wie Erzellenz v. Bissing und Erzellenz v. Batocki der Zeitschrift seit langem nahe stehen. Den zur Führung Berufenen braucht „Das Land“ kaum neu empfohlen zu werden; aber allen anderen Vaterlandsfreunden empfehlen wir es um so wärmer. Sie werden mit Staunen die Vielseitigkeit und Schönheit der Arbeit kennen lernen, die um der Gegenseitigkeitswirkungen willen auch des Verständnisses der Stadt bedarf.

Soldatenheime an der Front.

Soldatenheim — ein trautes Wort —
Wie warmer Platz im Winterfrost,
Wie schattend Grün, wo alles dorrt,
Wie Mantelschutz bei scharfem Ost.

Daheim im Krieg und fremden Land —
Ein Widerspruch, ein Rätselding,
Deß Lösung doch die Liebe fand,
Die mit der Sorge suchen ging.

Die Heimat spricht: Ich komm' zu dir,
Du müder Held; nun sei mein Gast,
Ich bring für Leib und Seele dir
Erquickung in die kurze Rast.

Durch's Fenster äugt der Tod herein —
Hier schweigt und endet seine Macht!
Das muß ein großer Segen sein,
Ein Kraftquell für die wilde Schlacht. . . .

Schon winkt manch' Heim im West und Ost
Bis wo des Islams Herrscher thront;
Der Geist von oben würzt die Rost,
Und heißer Dant die Mühe lohnt.

Helft weiter! Wem es kommt zugut —
Fragt nicht; was ihr beglückt, beschwingt,
Ist unser heimisch Fleisch und Blut,
Das uns um Heil und Frieden ringt.

Victor Blüthgen.

Gaben werden erbeten an die Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin W. 8, Konto „Spende für deutsche Soldatenheime“.

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinböhl, Königsfeld im Taunus.